

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	16 (1926)
Heft:	47
Artikel:	Die Prüfung
Autor:	Ringgenberg, Fritz
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-647792

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

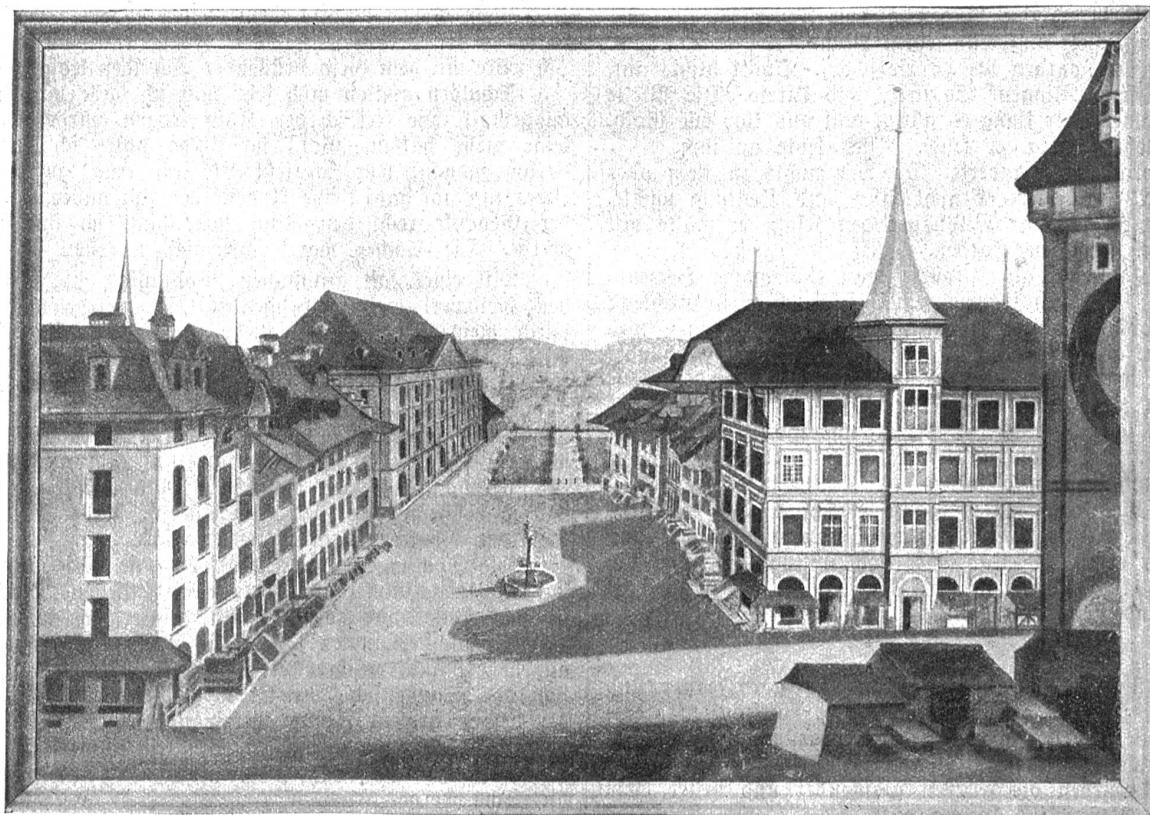
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ansicht des Kornhausplatzes von Süden aus dem Jahre 1740.

breite Laube an der Marktstraße, ist aber auch nach seinem Umbau im Charakter im wesentlichen sich gleich geblieben.

Der Platz aber hat ein ganz anderes, weniger sonntägliches Aussehen bekommen. Zur Mittagszeit drängt und drückt sich hier eine eilige Menschenmenge, drei Tramlinien finden und kreuzen sich auf engem Platz. Autos rattern heran und fügen sich gehorsam den Winken des weißbehandschuhten Verkehrsgewaltigen. Der Blick nach Norden, der auf dem Bilde ins Leere geht, verfolgt heute die Doppellinie der Kornhausbrücke und bleibt am architektonisch schönen Abschluß, am Verwaltungsbau der Bernischen Kraftwerke oben auf dem Viktoriaplatz haften. Noch stehen die Sockel auf den Brückenenden ohne bildhauerischen Schmuck da. Aber eine Vorahnung von dem, was noch werden kann, haben wir immerhin schon erhalten. In abermals 150 Jahren werden sie sicher mit zum Bilde des Kornhausplatzes gehören.

Die Prüfung.

Von Fritz Ringgenberg.

Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Des Menschen Rede war ja und nein. Nichts mehr und nichts weniger. Sie brauchte kein Aufgeld. Das Wort hatte vollen Kurs.

Dann reckte die Lüge ihr geschwollen Haupt und ließ die gespaltene Zunge spielen. Des Menschen Blick trübte sich. Sein Ohr wurde unscharf. Er fürchtete Betrug. Die Lüge drückte den Goldwert des lebendigen, hellklingenden Wortes herunter.

Ja und Nein? Ach... Mitleidig zuckt man die Schultern. Einen Eid zum wenigsten braucht es, um dem ungeschriebenen Worte Kraft zu geben und Geltung zu verschaffen. Hinter dem Eide muß finsterdrohend das Menschenrecht mit seinen Hütern stehen.

Das Wort ist zur feilen Dirne geworden. Es schwänzelt und tänzelt und äugelt und kriecht. Vielleicht lauscht man

ihm ja ganz gern, so leicht hin mit halbem Ohr, wenn es rasch fließt, wie ein munteres Bächlein. Liegt einem etwas daran, so schreibt man es nieder. Man pußt es heraus, verziert es mit Schnörkeln, Stempeln und Beglaubigungen. Da: Schaut, wie es glänzt? Das goldene Kalb der Juden war ein Dreck dagegen. Auf! Schwerter schmieden, Augeln gießen, Söldner dingen oder zwingen... Ha, nun ist es doch wer: Schwarz auf Weiß und gewaffnet bis an die Zähne. Wer wagt es, an seine Höhe zu röhren. Wir, wir haben es geschaffen. Wir haben die löse Dirne zur Königin gemacht.

Ja und Nein! Was darüber ist, ist von Uebel. Und wenn der Kübel voll ist, dann...

* * *

Ganz extra bin ich in die Stadt gefahren, um das lebendige Urwort zu hören.

Es war an einem frühen Herbsttag. Die Nebel hingen zäh und grau über die Berge herein. Flint wie der Teufel fuhr man unter der traurigen Decke dahin. Leute gruben Erdäpfel aus oder stunden auf Leitern im Baumgrün und lasen Birnen, Apfeln und Zwetschgen ab.

Endlich hielt der Zug an und ich drängte mich durch das hastende Stadtgewühl. Unvermittelt und plötzlich stand ich im hohen Saale. Lichter brannten. Der Meister sprach. Schlichte Hoheit umschloß ihn und Hunderte lauschten.

Er hob die Hand, er rührte die Lippen. Der Herzquell sprang auf: Im Anfang war das Wort... Und das Wort war bei Gott. Ganz offen sprach er es aus: Ich bin Gott, ja. Und du bist Gott, und er und sie, alle Welt ist Gott. Er ist das A und das O. Sein Arm reicht von Unendlichkeit zu Unendlichkeit. Muß ich sagen Gott? Ist es nicht gleichgültig, ob ich sage Gott oder Natur oder Leben? Die Hauptsache ist doch sicher, daß ich es weiß und bin und darnach tue.

Er sprach und Hunderte lauschten. Lebhaftig und schön stand er da, mit beiden Füßen fest auf der Erde, mitten

im Leben drin. Seine Augen glichen Feuerströmen, aber milde Gelassenheit umspielte seinen Mund.

Bisweilen wurden die Worte scharf. Spott blitzte auf, wie geschliffene Klingen. Es sirrte und klirrte. Die Pfeile saßen. Immer aber klang es gütig, voll und klar wie Gold.

Ich lebe... Ja, er lebte. Alles lebte an ihm.

Er sprach, er plauderte. Da war nichts zu klein oder groß im Weltall, dem er nicht Platz und Deutung wußte. Er formte es, wie der Bildhauer den Kloß; er malte mit leuchtenden, sonnigen Farben.

Über und in allem spürte man tiefstromme Herzensfreudigkeit: Soll ich traurig sein? Soll ich mich fürchten? Ich bin doch gewiß nicht dazu da. Soll ich klagen und lamentieren, wenn ich krank bin? Krankheit ist Schande! Fort mit ihr! Dann ging er ins Praktische über:

Mein Körper ist das Instrument. Ich spiele. Ist es verstimmt, so stimme ich es. So — und so — Dann spiele ich wieder. Ich spiele und freue mich des reinen Tones. Immer muß er rein bleiben.

Ich bin reich. Der ganze Reichtum des Weltalls schlummert in mir. Warum den Schatz nicht heben und mich seiner erfreuen? Das wäre doch unklug. Ich aber bin weise und klug. Ich will stets klüger und weiser werden. Immer und stets. Ich will es. Sei dem so!

* * *

Am übernächsten Morgen stand ich am Fenster und schaute zu, wie die Sonne aufging. Der Horizont war eine weiche Linie, die sich aber scharf und klar vom roten Himmel unterschied. Nachdem die zitterige Feuerkugel in dieses Rot trat, wurden die Farben glänzender und heller. Ein frischer, leichter Wind sprang auf.

Unser Garten ist ziemlich groß. Ich habe viele Blumen gepflanzt und die Zwergbäume tragen dies Jahr zum erstenmal Früchte.

An jenem Morgen lag ein reicher Tau über allem. Die Sonne löste die Blätter an verblühten Herbstrofen, so daß sie wie sachte Schneien zur Erde rieselten. Im Lebhag glänzten die reisen Brombeeren. Der Wind zupfte an den dornigen Ranken. Ihre riesengroßen Schatten tanzten über den Boden hin.

Ich spürte, wie die lichten Strahlen langsam die Luft durchwärmten. Der Wind legte sich. Da erhob sich in meinem Herz ein eignesüchtiges Wünschen. Verlangend schaute ich zum Nachbarhause hinüber.

Es steht ein gutes Stück weg, auf einem runden Hügel gebaut. Zwei hohe Pappeln stehen beidseitig der Südfront. Die mir zugelehrte Wand war halb verdeckt von Obstbäumen. Dahinter blitzten die Fenster.

In diesem Hause war der Meister zu Gast. Morgen reiste er ab, weit weg, auf lange, vielleicht auf immer. Einen einzigen, kleinen Augenblick hätte ich ihn noch gerne gesehen.

Sicherlich trugen viele von denen, die ihn gehört, dasselbe Wünschen in sich. Ja gewiß, viele würden ihn mit nichtigen Fragen bestürmen und ihm lästig fallen. Ich wußte das. Es bedrückte mich. Freiwillig und gütig hatte er allen sein Bestes gegeben. Wir wollten noch mehr. Das war unverschämt.

Ich überredete aber diese warnende Stimme und brachte sie zum Schweigen: Ich wollte mich doch bloß dankbar erweisen. Sonst gar nichts, nein, nein...

Um einen handgreiflichen Beweis für die Lauterkeit meiner Gefühle aufzubringen, überprüfte ich ernsthaft, was mir von meinen kleinen Sachen das Liebste wäre. Nach langem Stöbern und Erwählen wählte ich ein kleines Bild, eine alte Platte und ein gesticktes Kissen, an dem ich unzählige Stunden gestickt.

Nun ja, ich ging und nahm die drei Sachen mit. Fest preßte ich sie unter meinen Arm. Das Gartenlies knirschte unter meinen Füßen.

Mein Geschenk hatte einen reellen Wert. An Liebhaber hätte ich es für einige Hundert Franken verkaufen können. Ich wäre mit dem Geld drückender Schulden ledig geworden.

Schulden quälten mich sehr und ich habe mir schon oft ausgemalt, wie frei ich den Kopf tragen würde, wenn wir keine mehr hätten. Ganz im stillen hatte ich auch schon daran gedacht, was ich jetzt bei mir trug, zu verkaufen. Zwar nur auf ganz kleine Augenblicke, fast unbewußt. Bevor der Gedanke recht den Kopf hob, habe ich ihn stets erwürgt. Die Sachen waren mir viel zu teuer.

Mit einer fast grausamen Wohlust dachte ich jetzt an den Geldwert meines Geschenkes. Sie wurde noch erhöht durch meine eingefleischte Liebe und Unabhängigkeit. Das darf ich zu meiner Ehre gestehen: Mein Geberwille war freudig. Kein Bisschen Hinterhältigkeit und kein Fünklein Wehmut hingen daran. Ich beschwichtigte mein Gewissen damit und beschleunigte meine Schritte. Schneller fast, als ich wollte, stand ich vor dem Haus auf dem runden Hügel. Ich verschauzte einen Augenblick und drückte dann anständig bescheiden auf den Klingelknopf. Über den schrillen Ton der Glocke erschrak ich ein wenig.

Die Tochter des Hauses öffnete mir. Sie führte mich ins Empfangszimmer und hörte mein Anliegen. Dann nahm sie das Paket und zog die Tür hinter sich zu.

Etwas bekommnen blieb ich sitzen und starre zuerst auf den Staub, welcher auf meinen Schuhspitzen lag. Dann hob das Sonnenlicht, welches in reicher Fülle schräg durch die beiden großen Fenster hereinquoll, meine Blicke. Von meinem Stuhle aus sah ich ein Stücklein blauen See. Über dem jenseitigen Hügelzuge grüßten weiß und unwirklich duftig die Schneeberge.

Mählich begann ich mich auch im Zimmer umzuschauen. Ein kostbarer Perserteppich lag am Boden. Sonst war jeder auffällige Brunk vermieden. Die einzelnen Stücke der Ausstattung waren fast schlicht und sehr einfach, jedoch von giedegener Echtheit. Sie stellten zweifellos große Werte dar.

Ich maß und verglich und eine große Niedergeschlagenheit kam über mich. Während einer kleinen Weile schloß ich die Augen ganz. Ich spürte aber noch durch die Lider hindurch die große Lichtfülle, die im Raume lag. Durch die geschlossene Tür hindurch vernahm ich die gelassene Stimme des Meisters, ohne die einzelnen Worte verstehen zu können. Gleich darauf kam Fräulein Martha zurück. Sie trug mein Paket unterm Arm. Ich hätte es ihr am liebsten aus den Händen gerissen und wäre damit fortgelaufen, so schämte ich mich. Da kam aber erst das Schlimmste.

Der Meister könne mein Geschenk nicht annehmen, sagte Fräulein Martha. In ihrer Stimme klang etwas wie leiser Hohn.

Sie können es aber hier lassen —

Ich riß die Augen weit auf und sprang mit einem Satz auf die Füße.

Hier?

Sie staunte. Dann zog sie die Mundwinkel etwas tiefer und lächelte. Es sah recht hämisich aus.

So meinte er, sagte sie leichthin und wandte sich halb ab. Das verwirrte mich ganz. Ich fühlte mich durchschaut, bloß und nackt. Aus allen Himmeln gestürzt überblickte ich plötzlich unsere lange, wirtschaftliche Lage. Ich dachte daran, wie mein Mann sich Tag um Tag plagte und spürte doppelt schmerzlich, wie sehr mein Herz an den kleinen Sachen hing. Sie wegzuwerfen riß Löcher in unser warmes Nest. Sie hier lassen, damit sie täglich abgestaubt und vielleicht nach einiger Zeit verschwinden würden? Ja, es schmerzte recht tief.

Sicher hatte Fräulein Martha von der Nähe des Meisters profitiert. Sie probierte sich in seiner milden Gelassenheit und schaute zum Fenster hinaus in die Herbstsonne. Das Nachahmen stand ihr aber schlecht. Diese Ruhe kam nicht aus dem Herzen. Darum gab sie keine Wärme. Sie reizte nur auf und verwirrte. Ich betrachtete sie recht

feindselig. Dazwischen kam immer wieder das schmerzende, quälende Denken: Hier? Hier, in der prallen Fülle? Meinte er wirklich so?

Ich brachte es nicht über mich. Die Platte ließ ich zurück. Das andere raffte ich flüchtig wie ein Dieb zusammen und floh das Sträßlein zurück.

Ich floh wie von sieben Teufeln gejagt und zu Hause begann ich zu heulen.

Das ging alles so furchtbar rasch und kam wider alle Maßen unerwartet. Mit einem einzigen Griffe hielt er mir das Spiegelein vor, in dem ich mein Innerstes erblickte. Ich muß an den reichen Jüngling denken, der Jesus nicht zu folgen vermochte. Hinter meinen Tränen aber sah ich den Meister gütig über mein törichtes Herz lächeln.

Der Unheimliche.

Von Wilhelmine Baltinester.

Durch Londons neblige City fuhr Allans Automobil und hielt endlich vor dem hohen Portal seines Hauses. Schlastrunken stieg er die Treppe empor, ließ sich von seinem Diener beim Auskleiden helfen und sank ermüdet auf das Bett. Er hatte einer langen Konferenz beigewohnt, viel Nervenkraft angespannt und mit der Zähigkeit des großen Geschäftsmannes seine Interessen gewahrt. Nun war er matt, es war weit über Mitternacht, als er einschlief.

Allan gehörte zu jenen Menschen, die bei aller Kaltblütigkeit und Verstandeshärte einen guten Teil Idealismus bewahrt haben. In seiner Jugend hatte er einmal ein Drama geschrieben, das war nun viele Jahre her. Später lernte er einsehen, daß man die Früchte seiner Seele nicht leicht zu Geld machen kann und er wurde Geschäftsmann, einer von jenen durchdringenden kommerziellen Geistern, wie sie England oft hervorbringt.

Ein Geräusch weckte Allan aus dem ersten Schlaf. Es klang wie das Röhern eines Robolds. Nervös fuhr Allan auf. An seinem Schreibtisch saß eine dunkle Gestalt und starrte ihn an, wie grüne Glaskugeln leuchteten zwei große Augen durch das fahle Grau der Nacht.

„Was wollen Sie?“, rief Allan.

„Ihre Seele!“

„Ja — sind Sie denn verrückt? Welche Komödie spielen Sie mir da vor, Halunke?“

„Ich bin der Teufel“, sagte der Eindringling gelassen und blieb ruhig auf seinem Platze.

Allan lachte auf. „Der Teufel! So! Sie nehmen also an, daß ich an solche plumpe A Mummenmärchen glaube? Ein gemeiner Einbrecher sind Sie und ich werde Sie sogleich verhaften lassen!“

„Versuchen Sie es doch“, entgegnete der Fremde mit unheimlichem Spott. „Gespenster und Höllengeister zerinnen in der Luft, wenn man sie ansaßt... Ich will Ihnen beweisen, daß ich Ihr Leben, Ihre geheimsten Entschlüsse, alles, was Sie betrifft, genau kenne. Sie stehen gegenwärtig in Unterhandlungen mit einer großen Gesellschaft für Petroleumsgewinnung. Sie sind bemüht, möglichst viele Aktien an sich zu reißen. Die anderen suchen das zu verhindern, um Ihnen keine Übermacht einzuräumen zu müssen. Klug und umsichtig benützen Sie den Einfluß einer schönen Frau, die Sie übrigens nicht lieben und die Lady Grace heißt. Sie sind seit langem mit der rotblonden Daisy befreundet und halten jede Ihrer Liebschaften mit seinem Geschick geheim...“

Allan war etwas unsicher geworden. „Sind Sie vielleicht Detektiv?“ erkundigte er sich vorsichtig.

Der Unheimliche lachte. „Es ist ja gleichgültig, wie Sie mich nennen wollen, gewöhnlich bezeichnet man mich als Teufel. Aber ich sehe, daß der Morgen graut. Wenn es Ihnen beliebt, werde ich Sie jetzt vom Leben zum Tode befördern.“

„Nein — es beliebt mir durchaus nicht!“ rief Allan und mühte sich um einen schwachen Rest von Humor.

„Das tut mir unendlich leid“, erwiderte der Teufel liebenswürdig. „Ich kann jedoch von meinem Vorhaben nicht abweichen. Uebrigens ist die Prozedur rasch und schmerzlos. Ich will aber gnädig sein und Ihnen eine Stunde Frist gönnen. Sind Sie etwa frönum? Dann bereuen Sie Ihre Sünden. Sind Sie sentimental? Dann schreiben Sie Ihren beiden Freundinnen Abschiedsbriebe und bringen Sie die Damen gegeneinander auf — das ist der schönste Trost für das schwache Geschlecht. Oder sind Sie vielleicht bestrebt, auch nach Ihrem Tode für interessant zu gelten, dann skizzieren Sie Ihre Memoiren... Eine Stunde also!“ Er erhob sich, stand mit einem leichten Sprung neben Allans Bett, hielt seinem Opfer etwas unter die Nase und schien im Dunkel zu zerrinnen. Allan fühlte sich von Schwindel erfaßt und verlor das Bewußtsein.

Es war heller Tag, als er erwachte. Verwirrt rieb er sich die Augen und besann sich auf die seltsamen Erlebnisse dieser Nacht. Wie ein bleierner Kranz lag es um seine Stirn. Er stand auf, fühlte große Schwäche, schleppete sich mühsam zum Schreibtisch und öffnete eine der Läden. Auf einem eisernen Kästchen, in welchem er Juwelen verwahrte, lag ein weißer Zettel. Allan las:

— Fürchten Sie den Tod nicht. Der Teufel verlängert die Frist auf Jahre und behält sich vor, Sie später zu holen. Sie können sich ruhig weiter der Liebe Ihrer charmanten Freundinnen erfreuen. Ich bitte Sie, den beiden Damen, Miss Daisy und Lady Grace, meine tiefste Ehrfurcht zum Ausdruck zu bringen. Ich erwarte von Ihnen als Gentleman, daß Sie diesen Brief sofort zerreißen, um die beiden genannten Damen nicht zu kompromittieren! Zugleich wünsche ich Ihnen noch Glück und einen günstigen Abschluß des Petroleumsgeschäfts! Freuen Sie sich des Lebens, für welches der bescheidene Teufel nur ein kleines Pfand — Ihre Juwelen — mitnahm.

Tomen Green, der Meisterdieb der City.

Novemberabend.

Seitab von des Lebens Lärme
Mit dem Freund im stillen Zimmer,
Der Ofen spendet trauliche Wärme,
Vom franken Tag durchs Fenster irrt
Ein letzter müder Schimmer....

Der Engel des Schweigens geht durch den Raum,
Nun dunkelt alles, wir sehen uns kaum,
Das Leben ist fern, wir dämmern so hin,
Und jeder hüllt sich in seinen Traum.

Dominik Müller.

Aus der politischen Woche.

Ende des englischen Kohlenkonflikts.

Das wichtigste Ereignis der Woche ist wohl die Beilegung des englischen Grubenstreiks. Die Versammlung der Distriktdelagierten beschloß am 11. November einstimmig, der Exekutive freie Hand zu geben, um mit der Regierung weiter zu verhandeln. Dies auf Grund der Vermittlungsvorschläge, die die Regierung aufgestellt hatte. Die dort niedergelegten Bedingungen sind für die Grubenleute wenig günstig, während die Grubenbesitzer mehr erreicht haben, als anfänglich von ihnen gefordert wurde.

Die Arbeiter willigen ein in eine Lohnkürzung und in eine Arbeitszeitverlängerung; ferner verzichten sie auf ihre Forderung eines nationalen Abkommens und begnügen sich mit Distriktsverträgen. Doch wird ihnen für gewisse sozialhygienische Neuerungen die nationale Garantie zugesichert; auch ist ein Lohnminimum festgelegt; dieses wird 20 Prozent über dem vor 1914 stehen; das Lohnabkommen hält es 33½ Prozent über den Ansätzen von 1914. Die Arbeits-